

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 25.

Halle a. d. S., Sonntag 23. Juni.

1889.

Inhalt: An der Kirchhofsmauer. Novelle von Gerhard Walther. (Fortf.) — Kunststoffe. Von Dr. G. Baumert. — Land- und Hauswirtschaft: Die Bies-
mucht in der Normandie. Von Prof. Dr. C. Freitag. II Die Vertreibung des Rauhaares und der Büßmams aus den Gartenbeeten. Das Gabeln der
rübenartigen Gewächse. Holzstohlenhand zur Erzielung guter Früchte von Erdbeeren. Behandlung von Pflanzen für Herbarien. Fleisch vor Fäulnis zu be-
wahren. Berrügung der nackten Erdschnecken. Mittel gegen Fliegen. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton. Mannichfaltiges: Der Johannistag, nach seiner
Entstehung und in seiner jetzigen Gestalt. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

An der Kirchhofsmauer.

Novelle von Gerhard Walther.

(Fortsetzung.)

Die Alte setzte sich an Wernicke's Stelle neben das Mädchen und hielt ihr den Steinring an den Mund, wie eine Amme einem Kinde die Saugflasche. Der Student sah lächelnd auf das eigenthümliche Bild, das der Mond für ihn beleuchtete. Auf dem Maßkrug lag ein langer, blanker Streifen bläulichen Lichtes. — Kordel setzte die Lippen an und trank und trank, — jetzt richtete sie sich auf und holte tief Athem.

„Da, a Bier is 'was Gut's!“ sagte die Alte vergnügt; „schau's nur, Herr Baron, wie sie sich erholt; sind 'S nit durstig, Sie?“

Damit reichte sie ihm, die neueste Auffassung einer Hebe, mit der dünnen Rechten den Krug hin. Er schüttelte den Kopf.

„Na, dann bin i's aber!“ sagte sie und bog den Hals zurück, um die größere Hälfte des gerühmten Labetrunkes durch ihn verschwinden zu lassen.

Kordel stand auf. Die Alte mußte ihre Natur doch gekannt haben.

„Ist Ihnen besser?“ fragte Wernicke mit Theilnahme. „Ich dank' schön; nun geht's halt wieder!“ sagte sie und schlug die Augen dankbar zu ihm auf. Er sah sie an. Nun wurde es ihm erst klar, worin der eigenartige Zauber ihres Gesichtes lag: in dem Gegensatz zwischen dem dunklen Haar und den schönen, tiefblauen Augen.

„Steh' die in eine seidene Toilette,“ dachte er unterm Anschauen, „und sie macht Aufsehen mit diesem reizenden Gesicht und mit der Figur!“

Sie gingen furzbaß. Als sie an der Timberrneipe vorbeikamen, traten mehrere Studenten lärmend heraus. Das Mädchen drängte sich in jähem Schreck dicht an Wernicke und faßte seinen Arm mit beiden Händen.

„Ruhig, die thun Ihnen nichts, wenn ich dabei bin!“ sagte er mit leiser Stimme.

Wieder sah sie zu ihm auf. Welch' ein vertrauender Blick war das!

„Seien Sie nit böß; 's war 'ne Dummheit von mir! Mit Ihnen ging ich bis ans End' der Welt!“

Schweigend gingen sie weiter. Wernicke dachte nicht an Umkehr. Er fühlte sich wohl in dieser Rolle als Beschützer. Kordel wich nicht von seiner Seite. Die Alte schritt stumm hinterher, ab und zu ein wenig stöhnend und schnaufend.

Seit einiger Zeit war ein unbehagliches Gefühl über Wernicke gekommen. Das Mädchen ging so dicht neben ihm auf dem engen Waldpfade, daß ihr Arm und ihre Schulter ihn fast beständig berührten. Er empfand es und wich doch nicht aus. Aber plötzlich kam ihm der Gedanke: „Wenn nun ein anderer an deiner Statt ihr zuhülfe gekommen wäre, der's übel mit der Kleinen meinte, — wäre sie in ihrem Dank und ihrer Unerfahrenheit nicht leichte Beute für einen schlechten Gejellen, der gewissenlos mit ihr spielen wollte?“

Jetzt wich er ab vom Wege in das raschelnde Kraut und ging allein.

„Sie machen sich die Schuh' ganz naß, Herr Baron!“ sagte das Mädchen mit ihrer weichen Stimme; „gehen 'S her, auf dem Weg ist's besser!“

Er trat auf den Weg und ging vor ihr her.

„Eigentlich ist's doch eine tolle Geschichte,“ sagte er sich im Weitergehen; „streift hier um Witternacht durch den Wald als irrender Ritter einer alten Apfelsraut und einer jungen Dirne, von der du gar nichts weißt, als daß sie vom Knebelbier kommt und zunächst einen anständigen Eindruck macht —“ („und sehr hübsch ist!“ setzte eine geheime Stimme hinzu) — „nun wird's eigentlich doch Zeit, dem Abenteuer ein Ende zu machen!“

Er blieb stehen.

Mannichfaltiges.

Der Johannistag, nach seiner Entstehung und in seiner jetzigen Gestalt.

Wir haben eine festliche und eine festlose Hälfte in unserem Jahre, weil das römische Kirchenjahr, welches auch unsere evangelische Kirche beibehalten hat, in seiner Entwicklung unterbrochen worden ist. Der ersten, von uns so genannten festlichen Hälfte, dem semestre Domini, mit dem Weihnachts-, Oher- und Hingangs-fest als den großen Gedentagen der Grundlegung, Entwicklung und Vollendung der Heilsgeschichte sollte folgerichtig ein semestre Ecclesiae entsprechen, welches, der ersten Hälfte des Kirchenjahres parallel, nun auch das große Schauspiel des in der Kirche sichtbar gewordenen Christenthums ebenfalls nach seiner Grundlegung, Entwicklung und Vollendung vor dem christlichen Auge entrollen sollte. Einen Anlaß dazu in dem die Gemeindegundlegung feiernden Peter-Paulsfest am 29. Juni, dem in ihrer Entwicklung begriffenen kämpfenden Kirche geltenden Fest des Vorbildes aller Märtyrer, Laurentius, am 10. August und dem der triumphirenden Kirche gemeinhin Michaelistest am 29. Sept. Bei diesem Anlaß aber ist es auch geblieben und zwar infolge des in der Kirche aufkommenden Heiligendienstes, welcher sich der zweiten Hälfte des Kirchenjahres ganz und gar bemächtigt hat.

Seit dem Papst Gregor d. Gr. (590 — 604) war in der christ-

lichen Mission ein bedeutender Umchwung eingetreten: Man wollte nicht mehr im Gegensatz zum Heidenthum das Kreuz aufpflanzen, sondern, das religiöse Moment des Heidenthums auszunutzen, versuchen, die heidnischen Feste einfach allmählig in christliche umzuwandeln. Getreu denn nun dieser von Gregor d. Gr. ausgegebenen Parole setzte man an die Stelle der den Naturgöttern gewidmeten Feste die der Heiligen. Mag man über diese römische Praxis nun urtheilen wie man will, jedenfalls hatte Gregor den Erfolg auf seiner Seite; denn das Volk fand auf diese Weise einen willkommenen Ersatz für die ihm nun genommenen zahlreichen Feste jenes Herren, Genien- und Manentkultus. Da man früh, wahrscheinlich schon im 3. Jahrhundert, angefangen hatte, in den einzelnen Gemeinden Märtyrer-Kalendarien anzulegen, d. h. Verzeichnisse derjenigen für ihren Glauben in den Tod gegangenen Christen, deren Todestage als Geburtstage für ein besseres Leben festlich begangen werden sollten, so war an Heiligen kein Mangel und es war nicht schwer, jedem Tage des Jahres einen oder mehrere davon zuzuwenden.

Während man nun aber, aus Opposition gegen die heidnischen mit vielem Pomp gefeierten Geburtstagsfeste, sonst immer nur die Todestage der Heiligen feierte, machte die alte Kirche mit Johannes dem Täufer eine bemerkenswerthe Ausnahme, indem sie zunächst seinen Geburtstag festlich beging. Und wenn man nun demselben auf den 24. Juni ansetzte, so war auch dieses nicht eine Handlung der Willkür, sondern hatte einen ganz bestimmten

„So, nun kann Ihnen bis zur Ohrwaschel nichts mehr gegeben; nun geh' ich heim!“

Kordula sah ganz traurig zu ihm auf.
„Na kommen S halt einmal bei Tage hinaus, daß wir uns ordentlich bedanken können.“ „It' schön, Herr Baron!“ sprach sie innig und sah ihn mit einem Blick an, in dem eine ganze Rede lag.

„Ja, ja!“ fiel die Alte eifrig ein; „dös müssen S halt thun, gnädiger Herr, dös müssen S uns ganz fest versprechen!“ Und um der Einladung mehr Nachdruck zu geben, erzählte sie ihm, sie hätten immer ein vorzügliches Bier in der Ohrwaschel, denn die Herren Fuhrleut' und Holznecht', die wollten auch was Gut's, sonst kämen sie nicht wieder. Und wenn er kam, dann wollten sie ein ganz frisches Faß antehen. Aber einbringlicher rebeten Kordula's blaue Augen, wie sie vor ihm stand, die herabhängenden Hände bittend im Schoß gefaltet: „Kommen S bald, Herr Baron, i bitt' gar schön! Sie wenn S nit gewesen wären, na mag i gar nit daran denken, wie i mi zerknoanen müß! Die Lumpen, die elendigen!“

„Ja, ja, ja! ich komme!“ versprach Wernicke halb gegen seinen Willen.

Aber is's auch ganz gewiß?“ drängte das Mädchen.

„Ja, ganz gewiß!“ bekräftigte er jetzt.

„Wann kommen S denn? Morgen schon?“

„Nein, morgen nicht; mal in der Wochen am Nachmittag!“

„Aber in der kommenden Wochen?“ Die Kleine ließ nicht locker.

„Ja, vielleicht!“

„Nein, so dürfen S nit sagen,“ bat sie traurig; „sagen S gewiß!“

„Nun ja, gewiß!“

So nahmen sie Abschied. Simmend ging Wernicke den Weg allein zurück. Halb freute ihn die Begegnung, halb war sie ihm peinlich. Es war anders in ihm als damals, ehe er in die Schaar der Angreifer hineinfuhr. Der Wald war summer um ihn her; der Mondschein lag heller, aber mit einer Art von geipenitlichem Glanz über dem Forst. Durch die Wipfel fuhr dann und wann ein stöhnender Windstoß, und die harzigen Stämme knarrten dann wie verdrießlich. — „Sie ist wunderhübsch,“ rebete jene Stimme in ihm, die bisher immer geschwiegen hatte, und deren Klang er noch garnicht kannte, „aber das Schönste sind die Augen.“

„Solche Frühlingsnacht ist doch eigentlich recht kühl!“ jagte er selbst halb laut dagegen und verdoppelte seine Schritte; „der Nachtwind kommt auf; vorhin war's wärmer!“ — „Es sind ganz sonderbare Augen mit ihrem bläulichen Weiß und den tiefblauen Sternen darin, — so ähnlich, wie man sie bei ganz jungen Kindern sieht,“ sprach die andere Stimme weiter, „und unter den Augenlidern der dunkle Schein, wie man ihn auf Bildern von Spanierinnen öfter malt, — eigentlich überhaupt ein vornehmes Gesicht. Wo kann sie her sein? Fremd ist sie noch, sonst kannte die jeder Student; so etwas ist bald ausgespürt von den Füchsen. Aber aus gewöhnlichem Hause ist sie auch —“

Er ging hin im hellen Mondschein über eine Lichtung im Walde. Er stand still und setzte sich auf einen Stein am Wege. Bedächtig, wie in tiefen Gedanken, stopfte er die kurze Stoßfesse und zündete sie an. Der röthliche Schein des rennenden Zündhölchens beleuchtete sein Gesicht. Es lag eine Falte zwischen seinen Augen, die tiefer und tiefer wurde. Er sprang auf und warf das Streichholz, das noch glimmende, mit hastiger Bewegung von sich. „Fuhrleute und Holznechte?“ murmelte er, — „psui Teufel!“

So stieg er zum Thal, dem Städtchen zu. In stiller Ruhe lagen die Gassen. Nur dort, von fern her schallte vierstimmiger Gesang, gedämpft und fast feierlich; jedenfalls ein Ständchen, zu dem ein verliebter Student ein paar willige Freunde berebet hatte; richtig:

„Das Lieben bringt groß' Freud',

Es wissen's alle Leut',

Weiß mir ein schönes Schäzelein —“

Das hatten die Cimbern ja auch, allerdings nicht gesungen, sondern gebrüllt, damals, vor zwei Stunden, als er das Mädchen im Arm gehalten hatte, — und als er im Bett lag und nach dem schrägen Mondstrahl blickte, der zwischen Fensterrahmen und Vorhang in sein Zimmer und auf seine Bettdecke fiel, da tanzten durch seinen beginnenden Schlummer auf dem Mondstrahl allerlei kleine Hegen und Eifen mit blauen Augen und dunklem, losem Haar in leichter, flatternder Gewandung, und hinter ihnen her tobten unheimliche Zwerglein mit langen Fuhrmannspitzen und blanten Aexten, — bis er übermüdet ganz einschief, zu langen, tiefem, traumlosem Schlaf, aus dem ihn die helle Sonne des Sonntags weckte, als die Glocken von den Thürmen zur Kirche läuteten.

Er hatte ewaltiam während der Woche gearbeitet. Er wollte nicht mehr an das Abenteuer im Walde denken. „Bist ja auf dem besten Wege, eine pyramidale Dummheit zu begen. Willst du etwa das Mädel pouffiren? Psui, Wernicke, im achten Semester, und dann so was!“ —

Es war Donnerstag nachmittag. Er lehnte rauchend aus seinem Fenster. Unten gingen zwei Gymnasialisten vorbei. „Nein, hör' mal,“ jagte der eine mit Entrüstung, „das finde ich einfach gemein; du hast es mir einmal versprochen, dann bitte ich mir aus, daß du auch Wort hältst!“

Er schrat förmlich zusammen. „Wort halten, — ja wohl!“ durchfuhr es ihn. „Nun is aus, was du dir eingerührt hast. Oder braucht man dem „kleinen Wiam“ vielleicht nicht Wort zu halten? Thut das nichts, wenn ein Schentmädl sagt: „Das wußte ich schon längst, unferens gegenüber thut man nur so!“ Willst du zum erstenmal brechen, was du zugesagt? Dann hätte der Junge da unten zum erstenmale über dich recht mit dem Worte „gemein!“ — Er richtete sich energisch auf und fing an, sich anzuziehen.

„Veibburich!“ klang unten eine frische Stimme.

„Was ist da los?“ rief Wernicke verdrießlich zurück.

„Willst du mit nach Paulinenzell?“

Grund: Man mußte nämlich den 24. Juni wählen, wollte man, den natürlich menschlichen Verhältnissen entsprechend, mit der im Ev. Lukas 1, 26 befindlichen Nachricht im Einklang bleiben.

Aber auch noch einer anderen Beziehung des zu feiernden Geburtstagskindes wurde durch die Fixirung seines Geburtstages gerade auf den 24. Juni sinnvoll Ausdruck gegeben; denn hatte man das Weihnachtsfest auf das auf den 25. Dez. fallende römischheidnische Fest der Brumalien als den dies natalis inivicti solis verlegt, so standen sich nun, entsprechend dem Worte des Täufers von seinem Verhältnis zu seinem großen Nachfolger — Ev. Joh. 8, 30 — die vom 25. Juni an abnehmende und die mit dem 25. Dez. zunehmende Sonne trefflich gegenüber.

Dies die Geschichte des kirchlichen Johannestages. Wie anders freilich die heutige Forderung über das dieser Einrichtung zugrunde liegende Geschichtliche urtheilt, zeigt uns am besten Vorschlag, welcher in seinem „Leben Jesu“ von Johannes bemerkt: „ Schon das Vorleben dieses Johannes ist denkwürdig und läßt einen tiefen Blick in das innere Ringen der Zeit thun. Zwar was das Eingangskapitel des Lukas uns von seiner Geburt und den Beziehungen seiner Mutter zur Mutter Jesu erzählt, ist jüdenchristliche Legende, welche aus dem religiös-dichterischen Triebe hervorgegangen ist, die nachmalige Bedeutung des Mannes und sein Verhältnis zu Jesu bereits in seinen Lebensanfängen vorgebildet zu finden. Sie zerrinnt für die Geschichte vor der zunden Erklärung, welche Johannes selbst im vierten Evangelium

seinen Jüngern über sein Verhältnis zu Jesu giebt: „Ich kannte ihn nicht.“ Nur daß er ein Jüder und Priestersohn, frommer Eltern heifersehntes, spätgeborenes Kind gewesen, läßt sich aus jenen Ueberlieferungen aufrechterhalten.“

Was nun aber den Johannistag in seiner jetzigen Gestalt betrifft, so hat auch unser evangelisches Volk, wennschon es ihn auch nicht mehr kirchlich begehrt, sich seinen Johannistag nicht nehmen lassen wollen. In dem lang- und tanzlustigen Thüringerlande wenigstens ist der Johannistag bis heute immer noch der Tag der Kinderfeste und Kinderfänge. Und speziell wieder im Anfrutthal nehmen Kinder, je zwei und zwei, bunte Bänder und halten am Johannistage die die Straßen Passirenden damit auf, bis sie sich durch eine kleine Geldgabe gelöst haben. Vor die dem „hemmen“, wie der Kunitansdruck dafür lautet, ist an diesem Tage niemand sicher. Verwandt damit mag die in Halle verbreitete Sitte sein, nach welcher die Kinder durch Vorhalten eines mit Rosenblättern bedeckten Tellers von den Vorübergehenden eine Gabe heißen. Und wie man in Halle die Hausflure mit aus Laub und Rosen gewundenen Kronen zu schmücken pflegt, so ziehen die Kinder zum Johannistage in Thüringen an vielen Orten quer über eine Dorfstraße hinweg den sogenannten Rosenlopf, bestehend aus auf ein langes Seil gezogenen Laub- und Blumengewinden, welche noch mit allerlei Schmuck, wie ihn die ländliche Flur und die Landwirtschaft bietet, behängt sind. Benutzt werden dazu noch gut erhaltene Eierchalen, welche auf

„Nein!“
 „Warum nicht?“
 „Das geht dich nichts an, Fuchs!“
 „Na, behüt di Gott!“
 „Adieu!“
 „Warum holst du so erleichtert Athem, Leibbursch? Gehst ja doch sonst gern mit deinem Leibbursch — und issest Dampfnudeln dort, wo sie so berühmt gut gebaden werden. Ist recht, man muß Wort halten, immer! Und es geht sich eigentlich besser allein im Wald; man muß sonst so viel reden, und so weiter.“

Aber es sieht sich doch gut zu zweien im Garten hinter der „Ohrwaschel“, den nur ein schwaches Holzgitter vom Hochwald trennt. An das Gitter ist eine Laube angebaut, von Belangereleber überrannt, ganz dicht, etwas unordentlich und struppig sogar, aber dafür kann auch Regen und Sonnenschein nicht hinein und hindurch. Drinnen saß Wernicke vor einer schäumenden Maß, behaglich zurückgelehnt, ihm gegenüber, jugendfrisch und blühend, Kordel, vergnügt über den Tisch geneigt und aus strahlenden Augen auf den Gast blickend. In all ihrem großen Zeug sah sie so sauber und appetitlich aus, als wenn sie besondere Sorgfalt auf ihr Aeußeres verwandt und in Erwartung Wernicke's sich so schön gemacht hätte, wie sie nur konnte.

„Nein, was freu' ich mich schrecklich, daß Sie gekommen sind, Herr Baron.“

„Ach was, lassen Sie Ihren dummen Baron zuhaus!“ sagte der Angeredete lachend; „bin so wenig Baron wie Ihr Kater da. Hier können Sie lesen wie ich heiße.“

Er hielt ihr eine Karte hin.

„Wer — ni — de?“ las sie und lachte ihn über weißen Zähnen reizend übermüthig an, „so heißt halt kein Mensch bei uns zu Laude; wo sind Sie denn her?“

„D, ganz da oben im Norden,“ gab er mit verstelltem Ernst zurück, „da, wo die Eisbären im Winter auf der Straße umherlaufen wie hier die Fudel, und wo die Leute Thran trinken statt Bier.“

„Ist's wahr?“ fragte sie unglänbig, und ihre Augen lagen forschend auf seinem Gesicht — „nein!“ fuhr sie fort, und es flog wie ein trüber Schatten über ihre beweglichen Züge. „Sie wollen sich nur über mich armes, dummes Ding lustig machen!“ — und sie bliete traurig vor sich nieder.

„Nein, seien Sie nur nicht böse, Kordel!“ beruhigte er sie; „aber viele, viele Weilen von hier bin ich zuhaus, und dahin muß ich bald zurück, im Herbst, und mein Examen machen.“

„Sobald wollen Sie weg?“ fragte sie bekümmert und warf unter den langen, dunklen Wimpern einen traurigen Blick auf ihn; „und ich dacht', Sie blieben noch recht, recht lang hier.“

„Nein, Kordel, das geht nicht!“ warf er ein und that gleichzeitig einen tiefen Zug aus seinem Krug, der ihn bis auf den Boden leerte, und hielt ihn ihr hin. Sie sprang auf und nahm ihn ihm ab.

„Schmeckt's?“ fragte sie mit glücklichem Gesicht.

„Jamoss; davon trinke ich heut' noch viel; bin durstig geworden vom Weg.“

„Gleich bin ich wieder da!“ rief sie, und hin lief sie durch die Steige des verwilderten Gärtchens, in dem das Unkraut besser gedieh als das Kraut.

Wernicke sah ihr nach, bis sie im Hause verschwand. Ueber ihm im Apfelbaum schlug ein Buchfink. Auf Blatt und Blüthe lag heller, goldener Sonnenschein. Fernhin im Walde schlug ein Specht einen Baum an — und die übrige Welt lag weit, weit weg, unten im Thal, drüben, jenseits der Berge: hier war nur Waldesrauschen und Frühlingsdunst und üppig erwachendes, junges, blühendes Leben in der prächtigen Einsamkeit.

Da kam Kordula wieder auf die Laube zu, jetzt behutsamer; sie selbst ein Bild blühenden, jungen Lebens, schlank und biegsam, üppig und doch zart. Mit leichtem Schritt ging sie daber, die wohlgestalteten Füße in Schuhen und weissen Zwicfelstrümpfen unter dem kurzen, bunten Rock regend zu federndem Schritt, den schönen Kopf leicht zurückgeworfen, die Augen auf den Gast gerichtet mit von fern grünendem Blick, — so kam sie näher, heiter und freundlich, ein freudvoller Anblick.

„Wohl bekommt's,“ sprach sie und setzte das Bier vor ihm nieder. „Die Frau Was' sagt, ich darf Ihnen halt noch ein bißel Gesellschaft leisten; sie könnt's schon allein schaffen, was da ist.“

„Recht so, Fräulein, — dann erzählen Sie mir, wo Sie her sind und wie Sie hierher gekommen sind.“

„Ja, wenn 'S Fräulein zu mir sagen, dann sag' ich halt Herr Baron,“ lachte sie hell; „lassen 'S mi aus, mich nennt man alleweil die „Kordel“ und „du“ und nir anders.“

„Das geht nicht!“ gab er zurück. „Kordel“ will ich wohl sagen, aber „du“ nicht.“

„Das sind die Herren Norddeutschen, die haben immer so was Dummt's —“ es mochte eine Falte zwischen seinen Brauen sich zeigen — schnell griff sie mit beiden Händen nach seiner Rechten, die auf dem Tische lag, und bat ängstlich: „Seien Sie mir nit böse; ich mein's nit schlimm, wahrhaftig nit; ich red' halt, wie ich's gelernt hab', und nit wie die vornehmer Leute.“

Langsam entzog er ihr seine Hand. Es waren keine Salonhände, die auf der feinen gelegen hatten, aber sie waren klein und von Natur wohlgeformt, und jetzt, wenn auch roth und verarbeit, doch rein gewaschen.

„Erzählen soll ich Ihnen?“ fragte sie und stützte das runde Kinn auf die beiden Häufte, heiter zu ihm aufblickend. „Da giebt's nit viel! Mein Vater ist ein Dorfchulmeister drunten im Unterland, und ich bin an der Kirchhofsmauer groß geworden. Ich bin immer zuhaus gewesen, bis ich vor drei Wochen hier zur Frau Was' gekommen bin, ihr zu helfen.“

„Und Sie müssen das Bier schenken für die Holzmechte?“ unterbrach er sie und bliess ihr eine blaue Rauchwolke grad' ins Gesicht. Er wußte es nicht, denn er sah tief in seinen Maßkrug hinein.

„Ja, Sie kennen sich aus!“ rief sie lachend. „Nein, das hat meine Mutter ausgemacht; ich darf nit in die Schenkstüb' wenn emer da ist, nit mit einem einzigen Fuß! Wios zu“

Fäden gezogen werden und in derselben Weise etwa fingerdreilange Stückchen von dem Strohalm abwechselnd mit bunten Lappchen und zahllose von den Weiden gepflückte große Kamillen. Auch abgehauene Bäume werden, wie anderswo nur zu Pfingsten, als sogenannte Maien von den Kindern ihrem Lehrer, von den Knechten ihrem Herrn, von dem Jüngling seiner Herzallerliebsten vor das Haus gepflanzt. Bekannter schon und in vielen Gegenden die Johannisnacht noch erleuchtend sind die Johannisfeuer. Weher und Wette bemerken darüber: „Johannisfeuer nennt man die Feuer, die am Abend des Geburtstages des hl. Johannes des Täufer's (24. Juni) in vielen Gegenden im Freien angezündet werden und über die junge Leute zu springen pflegen. Wilhelm Durand, ein Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, kennt sie schon; nur wurden sie damals in der Nacht vor dem Festtage angezündet. Wie sie entstanden sind und was sie zu bedeuten haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Manche denken hierbei an die Stelle Job. 1. 8: „Non erat lux, sed ut testimonium perhiberet de lumine.“ Vielleicht sollen sie eine Erinnerung sein, daß die Gebeine des Täufer's in Sebaste verbrannt wurden. Vielleicht sind sie gar heidnischen Ursprungs und zur Feier der Wiederabnahme der Tageslange (Sonnenwende) eingelegt. Der dem Feuer gewöhnlich gegebene Name „Sonnenfeuer“ dürfte schon darauf hindeuten. Wie tief in dem Volksleben das Johannisfest Wurzel gesa- gen hat, erkennen wir auch daraus, daß der Johannisstag

unter der landläufigen Bezeichnung „Johanni“ ein beliebter Termin geblieben ist, auf welchen besonders auf dem Lande noch ähnlich wie zu Michaeli Abgaben entrichtet, Verträge geschlossen und Zahlungen geleistet werden.

Der im katholischen Süddeutschland bekannte Johannisseggen, ein zur Kirche gebrachter und vom Priester gesegneter Wein, gilt dem Evangelisten Johannes zum Andenken an die Sage, daß er ernt' Gist im Wein getrunken habe, ohne davon Schaden zu leiden. Nichts hat er gemein mit dem in unere schöne Noienzeit fallenden Geburtstage des Täufer's — unserm Johannisstag.

R. B.

Literatur und Kunst.

* Die deutschen Kaiser und ihre Zeit mit dem Zwischenreich von 1806—1871. Kurz zusammengefaßt für den Gebrauch der Jugend von Joh. Mühlheim. Mit 54 Bildnissen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1889. 4 M. Dieses Kaiserbuch, ein Seitenstück der im gleichen Verlage erschienenen sehr werthvollen Reichhammer'schen Arbeit und mit denselben Bildnissen wie jene geschmückt, stellt sich die Aufgabe, unere Kinder in die Geschichte des deutschen Vaterlandes allmältig einzuführen, damit sie später in stunde sind, die herrlichen Werke unerer großen Geschichtsschreiber zu verstehen und zu genießen. Die Darstellung ist ganz danach angethan, Kinder der verschiedensten Altersstufen mit Be-

Ihnen darf ich und Ihnen's Bier bringen; denn Sie sind ein braver Herr und haben so ein gut's Gesicht. Gelt, Sie haben mir Wöses im Schild, daß ein Mädele roth werden müßt, wenn Sie kommen und gehen?"

Aber er war roth geworden. „Nein, wahrhaftig nicht!“ sagte er und blickte verwirrt auf. „Und sonst wissen Sie nichts zu erzählen?“ fragte er und sah sie an.

„Doch, da war noch was dabei!“ gab sie mit halber Stimme zurück und stockte.

„Nun?“

Kunstkaffee.

Vor etwa zwei Jahren habe ich an dieser Stelle in einem kleinen Aufsatz über „Kunstgewürze“ nebenbei erwähnt, daß auch Kaffeebohnen künstlich nachgeahmt würden.

So viel mir bekannt, wurden künstliche Kaffeebohnen zum erstenmale Mitte der fünfziger Jahre in der Literatur erwähnt und zwar bestanden diese Kaffeebohnen nach einer Notiz von Chevallier (1855) aus „graugrünlichem oder gelblichem Modellirthon.“

Die nächste mir bekannt gewordene Angabe über Kunstkaffee befindet sich in dem Jahresbericht des Wiener Stadtphysikates über seine Amtsthätigkeit im Jahre 1867. Dasselbst heißt es: „... So fand man vor wenigen Jahren bei einem Krämer in Waidhofen an der Ybbs (Nieder-Österreich) gewöhnlichem echtem Kaffee künstlich erzeugte Kaffeebohnen beigemischt. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß dieser Kunstkaffee in Wien (und Prag) in großem Maßstabe fabriktirt und behufs Fälschung von gutem Kaffee an Kaufleute vom Lande verkauft wurde (per Pfd. 40 Kreuzer). Dieser Kunstkaffee bestand aus leicht geröstetem Eichelmehl und Getreidemehl, woraus ein Teig angemacht und in entsprechende Formen gepreßt wurde. Um das glänzende Aussehen des gebrannten Kaffees herzustellen, waren die einzelnen Stücke mit einer weingeistigen Harzlösung überzogen. Die künstlichen Bohnen sollen so täuschend den echten gleichen haben, daß nur eine genauere Untersuchung die Erkennung der Fälschung möglich machte.“

In seinem Buche (die wichtigsten Nahrungsmittel und Getränke zc. Zürich 1884) nimmt Diezsch auf die vorstehenden Angaben mit leichtem Zweifel Bezug, indem er sagt: „auch künstlich nachgemachte Bohnen aus Thon oder Brot sollen vorkommen.“ fügt dann aber hinzu: daß Dr. Armand Müller in Zürich grünen Kiofaffee mit Bohnen vermischt fand, „die nur aus Brotteig bestanden, aber in Form und Farbe den echten täuschend ähnlich waren.“

Im allgemeinen hat man bislang und mit Recht künstlich hergestellte Kaffeebohnen für eine Wertwürdigkeit und große Seltenheit gehalten, seit einigen Monaten aber scheint es, als ob in Oesterreich, Ungarn und — trotz des Nahrungsmittelgesetzes — auch in Deutschland eine neue Industrie des Kunstkaffees sich zu entwickeln beginne; giebt es doch bereits in

„Ja, da war der Schmied daheim; der wollt' alleweil auf der Kirchweih und sonst auch nur mit mir tanzen und wollt' auch keinen andern dazu lassen; und legt gab's eine große Rauferei drum, und wie am nächsten Tag der Brief kam von der Frau Bas', da sagt' der Vater und die Mutter auch, 's war halt am besten, wenn ich auf eine Weile daoanging, bis der müte Kerl sich anders besonnen hätt'; und da hab' ich mein Bündel geschmürt und bin hierher gekommen zu mein' Vaters Schwester“

(Fortf. folgt.)

Köln a. Rh. zwei Fabriken, welche die zur Herstellung von Kunstkaffee nöthigen Apparate, Maschinen und Rezepte liefern. Eine solche Anlage kostet, wie Dr. Stutzer, Vorstand der Versuchsanstalt Bonn, aufgrund eines ihm vorliegenden Originalbriefes mittheilte, 3600 M. und liefert täglich 10 bis 12 Ctr. künstliche Kaffeebohnen, den Ctr. zu 20 M.

In der Nr. 46 der Chemiker-Zeitung wird aus Köln berichtet, daß auf der gegenwärtig dort stattfindenden internationalen Ausstellung für Nahrungsmittel und Hausbedarf eine, vom „Spezialisten und Erfinder für Genussmittelproduktion“, Paul Cassen, konstruirte derartige Maschine zur Fabrikation von Kunstkaffee in Bohnenform ausgestellt ist. Sie soll eine Tagesleistung von ca. 350 Pfund besitzen, und das Pfund Kaffee zu 18 Pf. liefern. Auf besondern, zur Vertheilung gelangenden Anpreisungen werden dem (gleichfalls ausgestellt) Kunstkaffee u. a. die Vorzüge nachgerühmt:

„er könne mit Naturkaffee zusammen geröstet werden; er sei, in Mengen von 15—20 Proz. dem Naturkaffee beigemischt, weder in der Bohnenmischung, noch auch von Kernen im Aufgusse zu bemerken und besitze ein so ausgedehntes Konsum- und Absatzgebiet, daß für zahlreiche Witzbemerker auf diesem Gebiete wohl goldene Ernten zu halten sind.“ (1) — — —

Wer etwa einmal gehört hat, daß es im Deutschen Reiche nunmehr seit 10 Jahren ein Gesetz — das sog. Nahrungsmittelgesetz — giebt, welches u. a. die Nachahmung und Fälschung von Nahrungs- und Genussmitteln zum Zwecke der Täuschung im Handel und Verkehr verbietet, und wer infolge dessen einige Besorgniß hegt mit diesem Gesetze in Konflikt zu gerathen, wenn er Kunstkaffee fabriktirt und in den Handel bringt, dem zeigen die in der Kölner Ausstellung vertheilten Prospekte über Kunstkaffee, wie wenig begründet solche Zaghaftheit ist, und zwar lautet die für zaghafte Gemüther bestimmte Stelle des Prospektes:

„... besonders im Detailhandel läßt der Kunstkaffee sich, beliebig mit Naturkaffee gemischt, äußerst günstig verwerthen; denn es besteht weder ein gesetzliches, noch ein merkantiles Hinderniß, den solcherweise gemischten Kaffee als „Surrogirten Kaffee“ oder „Melange“ oder unter einer sonstigen

gestaltung für unsere vaterländische Geschichte und mit warmer Liebe für Kaiser und Reich zu erfüllen.

* Im Verlage von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin, SW. Wilhelmstr. 119/120 erschien soeben: Gesetz, betr. die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften. Text-Ausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister. Von Ludolf Parisius. Taschenformat, kart. 1 M. Die Anwendung, der Gebrauch und das Verständniß des neuen Genossenschaftsgesetzes ist Genossenschafts-Mitgliedern durch die vielfachen Aenderungen des alten Gesetzes und namentlich durch die Einführung dreier Arten eingetragener Genossenschaften statt einer erheblich erschwert. Die uns vorliegende Ausgabe ercheint besonders geeignet, den theilhaftigen Kreisen Verständnisse und Anwendung des neuen Gesetzes zu erleichtern. Insbesondere ist in einem besonderen Kapitel der Einleitung übersichtlich zusammengestellt, welche Statutenänderungen die bestehenden Genossenschaften in allen Fällen, sowie bei beabsichtigter Umwandlung vorzunehmen und welche gerichtlichen Eintragungen sie zu veranlassen haben. Die Anmerkungen dieser unbedingt zuverlässigen Text-Ausgabe erleichtern durch zahlreiche Hinweise die schnelle Orientirung.

* Novellen von Rudolf Elcho. (Il Tedesco, Schneeflocke, Sertha. Unter den Vermitteln.) Berlin 1889. Verlag von Freund & Jettel (Karl Freund). Die Lust zum Fabuliren, die in R. Elcho's Romanen „Goldene Schwingen“ und „Kinder des

Nichts“ so reiche Blüten treibt, ist auch das eigentliche Agens dieses inhaltreichen Novellenbuches. Fast scheint es, als wenn des Dichters Erfindungsgabe in jedem dieser kleinen Kunstwerke sich so recht nach Herzenslust in die gestellte Aufgabe vertieft, um sie ganz zu lösen, ganz auszuschöpfen, sodas auch nicht das leiseste Fragezeichen übrig bleibt. Das Novellenbuch bietet eine spannende, anmutende Lektüre für alle Gebildeten und wir zweifeln nicht, den schmuden Band bald in mancher Sommerfrische wie im Salon der zuhause gebliebenen zu erblicken. Der geistvolle und sympathische Inhalt dieser Novellen wird zu allerlei anregendem Meinungsaustrausch Veranlassung geben.

* Otto Hübners Statistische Tafel aller Länder der Erde, die soeben für das Jahr 1889 (in 38. Aufl.) erschienen ist, zeichnet sich wieder durch seltene Reichhaltigkeit bei denkbar größter Uebersichtlichkeit aus. Die Bearbeitung rührt von dem k. k. Regierungsrath Prof. Dr. Fr. v. Zurachel in Wien her. Der Preis der im Verlag von W. H. Kommel in Frankfurt a. M. erschienenen Tafel ist 60 Pf.; wir sind überzeugt, daß jeder, der die früheren Ausgaben gebraucht hat, auch diese neueste 1889er Ausgabe gebührend schätzen wird.

* Entsprechend den im Verlage von C. Regenhardt in Berlin erschienenen Dr. Loewen'schen Unterrichtsbriefen „Griechisch“ und „Französisch“ gelangen jetzt dafelbst auch italienische Sprachbriefe zur Ausgabe, und zwar unter dem Titel: Dr. Heinr. Loewes Unterrichtsbriefe zur schnellen und leichten Erlernung

Bezeichnung, die erkennen läßt, daß es sich nicht um unermischten Naturkaffee handelt, in den Verkehr zu bringen.“ Nun, wir werden ja sehen, ob Mischungen von Natur- und Kunstkaffee stets unter einer, den Charakter der Mischung erkennenden Bezeichnung in den Handel kommen werden oder ob es sich bei polizeilichen Revisionen und dergl. zeigen wird, daß auch „Kaffee“ miunter Kunstkaffee enthält.

Von dem kölnner Kunstkaffee sind, meines Wissens, bis jetzt zwei Sorten zur Untersuchung gelangt.

Die eine besteht nach den übereinstimmenden Angaben von D^r Stuger in Bonn und Prof. D^r König in Münster aus geröstetem Getreidemehl nebst einem Bindemittel, Syrup, Dextrin u. dergl., sie ahmt in sehr gelungener Weise gebrannte Kaffeebohnen nach.

Die andere, wohl neuere, Sorte, von welcher ich zwei Proben — eine glasierte und eine unglasierte — der Freundlichkeit des Herrn Prof. D^r König in Münster verdanke, ist, wie mir derselbe schreibt, dem Naturkaffee in der Form weniger ähnlich und besteht aus Weizenmehl und Lupinen nebst einem kleinen Zusatz von Caffein, dem wirksamen Bestandtheile des Naturkaffees.

Ein zweiter Sitz für Kunstkaffee-Industrie ist Budapest, woher auch die von mir früher beschriebenen „Kunstgewürze“ stammen.

Herr Professor Pablicek, Vorsteher der königl. ungarischen Samen-Kontroll-Station zu Budapest, hatte die Güte mir eine Probe dortigen Kunstkaffees zu überlassen, in dessen Besitz er durch polizeiliche Revisionen gelangt war. Dieser Kunstkaffee unterscheidet sich von dem kölnner Fabrikate durch seine kleinsten Bohnen Beschaffenheit.

Bei der Bereitung des Budapestener Kunstkaffees mischt man, wie Herr Professor Pablicek mittheilt, „mehlige Weizenkleie mit einem an die Qualität der Kaffeesurrogate erinnernden werthlosen Stoffe, knetet beide zu Teig und formt daraus Kaffeekörner, die schließlich noch glänzend gemacht werden müssen.“

Auch Professor D^r Hanauzel* in Wien, der sich um die Untersuchung von Fälschungsmitteln sehr verdient gemacht hat, war in der Lage, Budapestener Kunstkaffee untersuchen zu können, Danach besteht die Grundmasse des Kaffeegetreides aus einer „ganz ordinären, allerdings feingemahlten Weizenkleie, mithin einem Materiale, dessen Güte wohl für das liebe Vieh, aber nicht für den Menschen angemessen erscheint.“

Der Teig ist ein brauner, mit gelblichen Schüppchen durchsetzter Klumpen. Die unfertigen Kaffeebohnen sind schwarzbraun, steinhart und ohne Glanz. Die fertigen Bohnen, dem langbohnen Domingo oder noch mehr dem Samaka-Kaffee ähnlich, besitzen eine schöne braune Farbe und starken Glanz. Bei seiner Herstellung haben auch Pfefferkörner Verwendung gefunden, und die Gegenwart von Holzstücken und Haaren deutet auf den Grad von Reinlichkeit hin, deren man sich in diesem neuen Industriezweige befleißigt.

Die künstlichen Kaffeebohnen, zur Veranschaulichung mit echtem, gebranntem Kaffee bestimmt, sind in Mischungen mit diesem nicht leicht zu erkennen, wenn man nicht sein ganz besonderes Augenmerk darauf richtet. Erst dann zeigen sich deutliche Unterschiede, wie z. B. eine auffällige Gleichförmigkeit, das Vorhandensein eines Preßrandes u. dergl. Manche Bohnen sind völlig mislungen und unfrörmlich. Das einfachste und sicherste Mittel, um eine Beimengung von Kunstkaffee in echtem Kaffee zu erkennen, ist das Einlegen in warmes Wasser, welches den Kunstkaffee erweicht und zerstört, den Naturkaffee aber unverändert läßt.

Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diese kleine Prüfung — eine Hand voll Kaffee genügt dazu — bei Kaffee-Einkäufen recht oft zur Anwendung kommen und mich wissen zu lassen, wann und wo dabei Kunstkaffee angetroffen wird.

D^r G. Baumert.

* Beiträge zur Kenntniß der Nahrungs- und Genussmittelfälschungen. Zeitschrift für Nahrungsmittel-Untersuchung und Hygiene, 1889, Heft 1 u. ff.

Land- und Hauswirthschaft.

Die Viehzucht in der Normandie.

II.

Die Rindviehzucht hat für diese Provinz mindestens dieselbe, wenn nicht noch größere Bedeutung als die Zucht von Pferden und Maulthieren. Fast überall trifft man dort einen großen Reichtum an schönen Thieren der Gattung Bos, und zwar ebenwohl im Besitz der Bauern wie der Großgrundbesitzer und deren Pächter. Bei der Zählung im Dezember 1885 fanden sich in den fünf Departements im ganzen 1,219,585 Stück.

Der üppige Graswuchs auf Wiesen und Weiden und die fast ausnahmslos reichen Erträge der Futterschläge aller Art weisen die normännischen Landwirthe zu einem ausgedehnten

Betriebe der Rindviehzucht hin. An vielen Orten beschränken sich die Leute nicht nur auf den Austrieb der selbst gezogenen Rinder, sondern kaufen alljährlich viele Stücke aus anderen Landestheilen zu, man mäht dieselben und schickt sie endlich in die Schlachthäuser der großen Landeshauptstadt. Hier sind die aus der Normandie kommenden fetten Ochsen eine stets gern gesehene Waare, weil dieselben sich erfahrungsmäßig „gut schlachten“, d. h. im Verhältnis zu ihrem Lebendgewicht viel Fleisch und wenig Abfälle liefern. Zum Antauf des fremden Viehes begeben sich die Landwirthe oder Händler aus der Normandie hauptsächlich in die Umgegend von Château-Gontier, wo sie die Ochsen der beliebten Race mancelle finden, von denen gesagt wird, daß sie meist frühreif und sehr mastfähig wären.

fremder Sprachen nach neuer, natürlicher Methode. Italienisch von D^r G. U. Scartazzini. Die Aussprache ist auch hier wie bei allen D^r Loewe'schen Unterrichtsbriefen möglichst genau angegeben und der Stoff entsprechend dem fortschreitenden Verständnis des Lernenden, mit Sorgfalt gewählt. Das nützliche Werk erscheint in 10 Lieferungen zu dem Preise von je 50 Pf.

* Die April- und Mai-Hefte der gleichzeitig in Monats- und Halb-Monatsheften erscheinenden, von Karl Emil Franzos in Berlin im Verlage von L. Ehlermann in Dresden herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Dichtung“ enthalten Porträts und Autographen von Klaus Groth und Franz Grillparzer. Die beiden Boeten, der plattdeutsche Dichter sowohl, als der große österreichische Dramatiker, dem im laufenden Monat in Wien ein Denkmal enthüllt werden soll, sind auch durch werthvolle dichterische Beiträge vertreten. Insbesondere ist ein bisher ungedruckter selbstbiographischer Aufsatz von Grillparzer, seine italienische Reise betreffend, von hohem Interesse. Auch der sonstige reiche Inhalt der Hefte entspricht dem Hute der Zeitschrift, die sich nun fest eingebürgert hat und eine wirkliche Heimstätte moderner Poesie in Kroia und Venedig geworden ist.

* Winke für Badegäste des königl. Nordseebades Nordener, welche jährlich im Dieder. Soltan's Verlag, Norden und Nordenerney, zum Preise von 50 Pf. erscheinen, gehen uns in ihrem ersten Jahrgange für die Saison 1889 zu. Dieser in den Kreisen der Nordenerney beachtenden Badegäste längst bekannte,

äußerst praktisch eingerichtete Führer giebt über alles, die Hinfahrt, die Ankunft, über das Bad und dessen Einrichtungen, über den Aufenthalt und die Insel selbst, sowie über Ausflüge und die Rückreise genaue Auskunft. Eine Fluthabelle und der neueste Plan der Insel in Farbendruck sind angelegt. — In gleichem Verlage ist ferner erschienen: Zu den Nordseebädern an der ostpreussischen Küste, Saison 1889, Fahrpläne der Dampf- und Postfahrtschiffe nach Nordenerney, Vorkum, Zuis, Spiekerogog und Langeoog nebst Schnellzug-Verbindungen, sowie einer Karte der Reisewege zu den Nordseebädern. Preis 40 Pf.

* Eine Gesundheits-Bibliothek erscheint in fünfzig-Bienntigheften bei Wilhelm Pfeil (Gustav Schuhr) in Berlin. Es liegen von denselben bisher 8 Hefte vor, nämlich I.: Caniz, Das Scharlachfieber, seine Ursachen und naturgemäße Heilung. II.: Caniz, Die Diphtheritis, ihre Ursachen und naturgemäße Heilung. III.: Sieger, Die Schulkrankheiten, ihre wahrscheinlichen Ursachen und ihre Verhütung durch die Familie. IV.: Spohr, Die naturgemäße Pflege des Mundes und der Zähne. V.: Caniz, Chronisch kalte Füße. VI. u. VII.: Spohr, Die Behandlung von Wunden. VIII.: Klara Mucha geb. Schwarz, Ueber das Unwohlsein bei Frauen.

Zur Arbeit benützt man in der Normandie höchst selten das selbst gezogene Vieh der heimischen Schläge, sondern gewöhnlich die kräftigen Ochsen der Race de Salers aus der Auvergne, die dann später nach vollbrachter Herbstbestellung in den Maststall wandern und hier vorwiegend mit den Abfällen der technischen Gewerbe (Zuckerfabriken und Spiritusbrennereien) gemästet werden. Ebenso wird auch viel mageres Vieh in den Departements der Charente, in Bienna und Deux-Sèvres für die normännischen Wirtschaften angekauft. Bei der Mästung der Ochsen machen viele Landleute in der Regel ein recht gutes Geschäft.

Die in der Normandie heimischen Rassen und Schläge gehören ohne Ausnahme zur Gruppe des Niederungsviehes und nehmen in derselben fürnehmlich keinen geringen Platz ein. Die beiden wichtigsten Schläge oder Unterassen heißen Race cotentine und Race augeronne. Erstere ist über die ganze Halbinsel Cotentin — im Departement La Manche — verbreitet, besitzt gewöhnlich recht hübsche Formen und zeigt häufig eine mächtige Körperentwicklung. Schon vor langer Zeit sollen in Cotentin englische Bullen der Kreuzhornrasse zur Kreuzung benützt worden sein, und es zeigen auch alle besseren Rinder eine große Ähnlichkeit mit den Shorthorns. Größe und Körpergewicht der ausgewachsenen Thiere sind beträchtlich; die Kühe werden 600—700 kg und die voll ausgemästeten Ochsen zuweilen 1500 kg schwer.

Nach Gayot's Angaben ist die Race cotentine eine der größten und schwersten in Frankreich. Ihre Kühe sind in hohem Grade milchergiebig, und sie sollen Milch der allerbesten Qualität liefern; man fertigt daraus die kostbarste Grassutter, welche unter dem Namen Bourro d'Isigny in Paris theuer bezahlt wird. In den Meiereien von Isigny und Umgegend findet man die größte Ordnung und Sorgfalt bei der Bereitung von Butter und Käse, und es giebt kaum einen anderen Platz in Frankreich, wo das Molkeereinigen gleich sorgfältig betrieben wird. Neuerdings finden in der großen Meiereiwirtschaft zu Corbon in Calvados Auktionen von Zuchtstieren statt, bei denen oft sehr hohe Preise gezahlt werden.

Die fetten Ochsen von Cotentin, welche bei den Karnevalsfesten in Paris erscheinen, finden stets allgemeinen Beifall; die Metzger kaufen dieselben gern und bezahlen dafür willig die höchsten Preise. Die Fleischqualität dieser Rasse wird untadelhaft genannt und soll noch besser sein als die der reinblütigen Shorthorn-Ochsen.

Die Cotentin-Rinder sind gewöhnlich von rötlich-bräuner Farbe, zuweilen auch lichtbraun mit weißen Flecken oder mit schwarzen senkrechten Streifen über den Rücken (getigert). Ihr Kopf ist von mittlerer Länge und Breite, der Hals ziemlich kurz und dick, der Widerrist breit, der Rippenthorax gut angewölbt und die unteren Gliedmaßen sind von angemessener Länge und Stärke; keinesfalls plump zu nennen. Die Haut des Viehes ist ziemlich dick, aber dabei doch immer noch geschmeidig. — Zur Arbeit werden die Thiere (Ochsen und Kühe) fast niemals verwendet; sie erscheinen dazu nicht recht geeignet, sind etwas zu schwach und schreiten meistens nur langsam vorwärts. —

Durch Einmischung des Schwärzer- und Shorthorn-Blutes in diese normännische Rasse sind schon vor vielen Jahren mehrere Unterassen entstanden, die zum Theil große Beachtung gefunden haben, so z. B. die Sousrace Durcet, welche von einem Marquis de Torcy auf seinem Gute in Durcet zu Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts aus jenen Kreuzungen gebildet wurde. — In neuerer Zeit hat man schwarze Stiere nicht mehr zur Zucht benützt. Sobald die Landwirthe eine Veränderung vornehmen wollen, greifen sie fast immer zum Shorthorn-Blut, und es hat solches auch an manchen Orten der Normandie die vorzüglichsten Dienste geleistet. — Viele Prachtexemplare jener Rasse sind aus England eingeführt, und meistens mit vielem Geschick zur Kreuzung benützt worden. Beachtenswert erscheint hierbei der Umstand, daß durch diese Blutmischungen die Milchergiebigkeit der nachgezogenen Kühe keine Einbuße erlitten haben soll; bessere Kühe lieferten 3500 bis 4000 Liter Milch im Jahre. Bedenfalls wird die Fütterung dieser Thiere Jahrein, Jahraus eine sehr zweckmäßige und reichliche sein, andernfalls dürfte wohl der Milchtrag nicht ganz so reichlich ausfallen.

Die Qualität der Milch der Cotentin-Kühe ist besser als der von Flandern und Holland. —

Eine zweite, ebenfalls höchst werthvolle Unterasse der race normande findet sich im Thale der Auge, hauptsächlich in der Umgegend von Honfleur (Departement Calvados); und heißt Race augeronne. Dieselbe wird von einigen französischen Zootechnikern noch höher geschätzt als die Race cotentine, und besitzt in der That mehrere Eigenschaften, welche sie dieser mindestens gleich stellen. In der Körpergestalt und Färbung (Zeichnung) bestehen zwischen beiden keine großen Differenzen; sogenannte Tiger sollen bei der Race augeronne noch häufiger vorkommen als bei der Race cotentine.

Das schöne Thal der Auge besitzt einen ganz eminenten Reichthum an üppigen Weiden und Weideplätzen; letztere werden hauptsächlich zur Mästung der Ochsen benützt; Jahr für Jahr wird hier eine große Anzahl derselben durch den alleinigen Genuß von Gräsern und Kräutern fett gemacht, und das Fleisch solcher Weidehiere wird stets am höchsten geschätzt. — In früherer Zeit wurde auch die Milchergiebigkeit der Augeronner-Kühe sehr gelobt, heute spricht man sich über dieselbe weniger günstig aus, und rühmt eigentlich immer nur die Frühreife und Mastfähigkeit der Ochsen. Die früher beliebte Kreuzung mit Holländern ist schon seit längerer Zeit aufgegeben; man betreibt jetzt mit Vorliebe Kreuzung mit der heimischen Rasse, geht aber bei der Auswahl der Sprungthiere stets höchst sorgfältig zu Werke. —

Die Nachfrage nach dem schönen Zuchtvieh — Stieren und Kühen — der Race augeronne ist von Jahr zu Jahr größer geworden; nicht nur in Frankreich ist dasselbe sehr gesucht, sondern auch im Auslande, und es ist auch schon mehrfach zu uns nach Deutschland gekommen.

Nach Aussage einiger Zootechniker hätten die Ochsen aus dem Thal der Auge einen etwas geringeren Werth für den Metzger als die der Race cotentine; jene schlachteten sich nicht ganz so gut, brächten mehr Abfälle; ihre Knochen wären etwas plumper, der Kopf schwerer und breiter. Auch die Hörner sollen bei den Ochsen jener Rasse stärker als bei der Race cotentine sein. In der Regel erweinen die Augeronner Kühe etwas kleiner, stehen aber bezüglich des Ebenmaßes der Glieder keineswegs hinter jenen zurück. Die Haut der Ochsen zeichnet sich durch besondere Stärke aus, liefert ein sehr haltbares Leder und es sind aus diesem Grunde ihre Felle bei den Gerbern sehr beliebt.

Ein der Race augeronne nahe verwandtes Vieh ist das in der Landschaft Beisun — am Kanal La Manche gelegen — man nennt dasselbe Race bessine und behauptet, daß die Kühe dieser Rasse jene schöne Milch lieferten, aus welcher die echte Butter von Isigny hergestellt würde. Diese Stadt, an der Mündung von deren Mündung in die Bire und etwa 10 km vom Meere, liegt gewissermaßen auf der Grenze von Beisun und Cotentin und ist durch seine Ausfuhr von Butter, Käse und Eiern wohlbekannt.

Ebenso kommt auch aus Gournay und Umgegend eine sehr wohlschmeckende Butter, welche der von Isigny im Werthe kaum nachsteht und in Paris meist ebenso theuer — mit 4 bis 5 Francs pro kg — bezahlt wird. Gournay en Bray liegt im Arrondissement Neufchâtel (Departement Seine Inférieure) und betreibt gleichfalls Butter- und Käsehandel in großem Umfange.

Der Käse-Export der Normandie ist sehr bedeutend; es wird nicht allein viel Kuhmilchkäse, sondern auch Schafkäse von dort ausgeführt; alljährlich werden nicht weniger als 100 Millionen Stück Käse angefertigt, von welchen ein großer Theil über die Grenzen des Landes geht. Der Camembert aus dem Departement Orne, der Livanos aus Calvados und der Neufchâtel aus dem Departement Seine-Inférieure sind Käsesorten, welche nicht allein in Frankreich bekannt und beliebt sind, sondern auch überall im Auslande für eines besonders guten Namens erziehen und stets theuer bezahlt werden.

Auf mehreren Gütern in Cotentin kommen schon seit Jahren ungeheure Rinder vor, die aus einer Kreuzung der heimischen Rasse mit schottischen Galloway-Stieren hervorgegangen sein sollen. Man hoffte durch diese Blutmischung eine Verbesserung der Fleischqualität herbeizuführen, auch eine größere Frühreife bei der Nachzucht zu erreichen, und es soll in der That dem Wrs. Duroche gelungen sein, in seinem Etier Sartabot ein wahres Prachtexemplar jenes unabhörnten Viehthumes zu züchten. Das Thier wog 1000 kg und es wurde ganz besonders die Zartheit seines Fleisches bewundert.



Zum Schluß wollen wir noch anführen, daß an vielen Orten der Normandie — wie in Schleswig und auf den dänischen Inseln — der Gebrauch herrscht, die Rinder auf der Weide zu tödern; man glaubt auf diese Weise einmal etwas Gras zu erziparen und andererseits eine gleichmäßigere Verteilung der zurückgelassenen Excremente zu erreichen.

Dr. Freitag.

Die Vertreibung des Maulwurfs und der Wühlmaus aus den Gartenbeeten.

So nützlich der Maulwurf durch das Vertilgen der Engerlinge und anderer schädlicher Insekten nun auch ist, so sieht es der Gartenliebhaber doch nicht gern, wenn ihm seine so schön hergerichteten, beplanten Beete an verschiedenen Stellen aufgestoßen und unterwühlt sind, da die Pflänzchen an solchen Stellen doch nicht weiter wachsen, sondern verkümmern und eingeben. Ebenso ist der Maulwurf im Mitbesten sehr schädlich, da er hier in kurzer Zeit alles durcheinander wühlt, so daß man sich in diesem Chaos von Erde und Pflanzen kaum mehr zurechtfinden kann. Als sicheres und erprobtes Mittel soll sich nun das sogenannte Franzosenöl (Oleum animale foetidum), eine schwarze ölige Masse, die einen widerlichen Geruch verbreitet, bewährt haben, dieselbe erhält man in jeder Drogenhandlung für einen billigen Preis. Einige Tropfen davon auf Lappen gegossen und in die Gänge getropft, beiseien in den meisten Fällen sofort von diesem Feinde, und es sollen Mittelweie nach öfterer Wiederholung des Verfahrens von dem ferneren Besuche dieser Gänge verichont geblieben sein. Auch soll die Anwendung dieses Oeles gegen die Wühlmaus, Scheermaus, vorreffliche Dienste leisten, die durch den intensiven Geruch gleichfalls vertrieben wird, weshalb zu einem Versuch mit diesem Mittel wohl zu raten ist.

Das Gabeln der rübenartigen Gewächse.

Eine häufige Erscheinung beim Wachstum aller rübenartigen Gewächse ist das Gabeln, mit welchem Namen man den Zustand bezeichnet, wo die Wurzeln, statt einfach und in gerader Richtung in den Boden einzudringen, sich in mehr oder minder starke Aeste spalten, welche die Pflanze fast wertlos machen. Diejem Umfande können verschiedene Ursachen zugrunde liegen und zwar ist als erste und hauptsächlichste immer ein magerer, trodener, nicht tief genug bearbeiteter Boden anzuziehen. Die Pflanze sucht dann durch Vermehrung und Ausbreitung ihrer Wurzeln nach verschiedenen Seiten die nötige Nahrung und Feuchtigkeit zu erlangen; Rettige, gelbe Rüben zc. gabeln gern, wenn man den Samen bei der Ausaat nicht gehörig andrückt, so daß er locker im Boden liegt. Ebenso sollte man Samen, welcher von gabeligen Pflanzen gezogen ist, nicht wieder zur Ausaat benutzen, da derselbe in der Regel wieder solche hervorbringt.

Holzkohlenstaub zur Erzielung guter Früchte und Erdbeeren.

Um von den Erdbeerpflanzen einen wirklich guten Ertrag zu erzielen, ist es nicht nur unbedingt nötig, dieselben mit verrottetem Dünger zu umgeben, sondern ein öfterer, flüssiger Düngerguß sagt ihnen ganz besonders zu, nur muß man damit aufhören, wenn die Früchte sich zu färben beginnen, da sie sonst wässerig schmecken, und das seine Aroma verlieren. Einen ganz überraschenden Erfolg kann man aber bei der Anwendung von Holzkohlenstaub erzielen, den man entweder im Frühjahr oder Herbst zwischen die Erdbeerpflanzen gräbt und dieselben dann mit verrottetem Dünger umgibt. Namentlich in bergigen Gegenden, in denen der Boden arm und steinig ist, hält es sehr schwer von Erdbeeren gute, reiche Früchte zu erzielen, da dieselben hier selbst bei guter Düngung und Pflege bei weitem nicht den Ertrag geben, welchen man bei Früchten aus geeigneteren Gegenden wahrnimmt. Die mit Holzkohlenstaub gedüngten Erdbeeren gelangen weit früher zur Reife und erregen durch ihre enorme Größe allgemeine Bewunderung. Wenn also daran gelegen ist, recht große und gute Früchte zu haben, der mache einen Versuch mit diesem Düngemittel, das man sehr billig erhalten kann. Namentlich alle diejenigen Gartenbesitzer, deren Grundstücke auf bergigem Terrain gelegen sind, können sich von der Vorzüglichkeit des Holzkohlenstaubes bei der Erdbeerkultur überzeugen.

Behandlung von Pflanzen für Herbarien.

Ein vortreffliches Verfahren, Blumen ihre natürlichen Farben zu bewahren, besteht in einem Desoxydierungsprozeße mit schwefeliger Säure. Eine gesättigte Lösung schwefeliger Säure im Wasser wird mit denaturirtem Spiritus gemischt, und zwar in dem Verhältnis von drei Theilen der ersteren Lösung und in einem Theile Spiritus. Pflanzen mit dicken Blättern läßt man durch 12—18 Stunden in dieser Flüssigkeit liegen, während zarte

Pflanzen nur 5 Minuten bis zu einer halben Stunde darin gelassen werden. Man nimmt sie dann heraus und trocknet sie, indem man sie der Sonne oder künstlicher Wärme aussetzt, und legt sie dann in gewöhnlicher Weise zwischen Saugpapier. Durch diese Behandlung werden nicht nur die Farben konfervirt, sondern auch das Trocknen wird beschleunigt, so daß Sempervitums schon in zwei Tagen trocken und nach dem Pressen vorzüglich werden.

Fleisch vor Fäulnis zu bewahren.

Man nehme eine geringe Quantität Eisenpfeflsäure, die von allem Staube wohl gereinigt sein müssen, gieße reines, abgeseihtes Wasser darauf, lege in dieses Wasser das frische Fleisch, so daß es ganz von Wasser bedeckt wird. Um den Zutritt der Luft völlig zu verhindern, gieße man eine dünne Schicht Del darüber. Will man das aufbewahrte Fleisch aus dem Wasser heraus nehmen, so darf man nur das Gefäß ein wenig neigen, wobei das Del bis auf den letzten Tropfen herausfliehet, das Fleisch aber sehr gut erhalten und gebrauchsfähig sein wird.

Vertilgung der nackten Erdschnecken.

Nach verschiedenen Versuchen hat sich das folgende Verfahren zur Vertilgung der nackten Erdschnecken als sehr sicher und praktisch erwiesen, und da dasselbe außerdem noch sehr einfach und billig ist, so dürfte es eines Versuches wohl werth sein. Man bestreicht Bretchen mit Fett oder alter Butter und legt sie abends an verschiedenen Stellen des Gartens, wo sich das Ungezieher aufhält, mit der getetteten Seite nach oben flach auf den Boden. Am folgenden Morgen findet man dieselben mit Schnecken von jeder Größe förmlich bedeckt, so daß man sie nur absuftreiben braucht, am besten wirft man sie dem Geflügel vor. Um das Schmelzen des Fettes zu vermeiden, werden die Bretchen bei Tage unter Dach gebracht. Nach mehrmaliger Wiederholung des Verfahrens wird man von diesen schädlichen Thieren befreit sein.

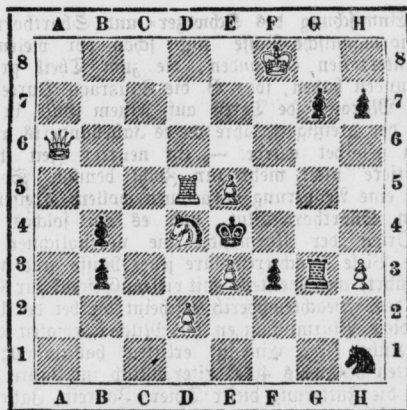
Mittel gegen Fliegen.

Von einem Fachmann wird, nach der „Landw. Ztg. des Hamb. Korresp.“ berichtet: Vor wenigen Jahren besuchte ich auf einer Vergnügungstour eine der größten Wurstfabriken Thüringens, aus welcher ich schon seit mehr als 20 Jahren meinen Bedarf an Dauerwurst beziehe. Ich war dem sehr liebenswürdigen Besitzer gänzlich unerwartet gekommen. Er führte mich in allen Räumlichkeiten der mit Dampf betriebenen Fabrik herum und erbot sich, mir 1000 Thaler für jede Fliege zu zahlen, die ich in diesen Räumen finden würde. Es herrschte die peinlichste Reinlichkeit. Ich suchte vergeblich nach einer Fliege, nicht wegen der versprochenen 1000 Thaler, sondern weil ich triumphirt hätte, wäre ich imstande gewesen, ein solches Thierchen nachzuweisen. Das ganze Geheimniß, um Fliegen fern zu halten, bestand, wie mir der Fabrikant schließlich mittheilte, darin, daß zu dem Oelanstriche der Wände eine große Quantität Vorbeeröl mit verwendet worden war, dessen Geruch die Fliegen nicht ausstehen können.

Schach.

Bearbeiter von C. Schallopp. Aufgabe Nr. 357.

Von Dr. A. Deder in Wolfleben bei Gotha



(8+8.) Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Partie Nr. 249.
 Gespielt zu New-York am 16. April 1889.
 Spanische Partie.

W. Weiß.	S. Malon.	20.	Dd8-e7
1. e2-e3	e7-e5	21. Df6-e7+	Kf8-e7;
2. Kg1-f3	sb6-c6	22. Ta1-e1+	Ke7-d7
3. Lf1-b5	sg6-f6	23. f2-f4	f7-f5
4. O-O	Lf8-e7	24. Kf1-f2	a7-a6
Besser ist 4.	Sf6-e4:	25. Kf2-f3	Tg8-g6
5. Sb1-c3	d7-d6	26. h2-h3	h7-h5
6. Lb5-c6+	b7-c6:	27. Te1-e6!	
7. d2-d4	e5-d4:		
8. Sf3-d4:	e6-e5		

Ein schwacher Zug von Schwarz, hat dessen Lc8-d7 geheißen mußte.

9. Sd4-e6	Dd8-d7
10. Sc6-e7:	Dd7-e7:
11. Le1-g5	Lc8-b7
12. Sc8-d5	Lb7-d5:
13. e4-d5:	De7-d7

Schwarz hat kaum etwas besseres. Auf 13. ... O-O würde 14. Tf1-e1 De7-d8 15. Dd1-f3 das schwarze Spiel völlig lahm legen.

14. Tf1-e1+	Ke8-f8
15. Lg5-f6:	g7-f6:
16. Dd1-f3	Th8-g8

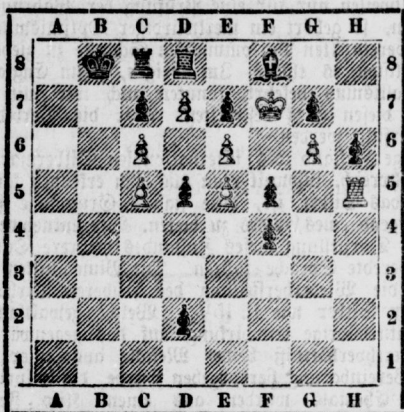
Der Versuch, den f-Bauern zu halten, würde noch ungünstigere Folgen haben, als das sofortige Aufgeben desselben; a. B. 16. Dd7-d8 17. Te1-e4 Th8-g8 18. Te4-h4 Tg8-g7 19. Th4-h6 oder 18. Kf8-g7 19. Df3-h5 und gewinnt.

17. Df3-f6:	Ta8-e8
18. b2-b3!	Tg8-g7
19. Te1-e8+	Dd7-e8:
20. Kg1-f1!	

Weiß behandelt dieses Endspiel sehr gut und schneidet dem Gegner alle Chancen, zum Angriff zu kommen, durch vorichtiges Decken der schwachen Punkte b2 und e2 ab.

Endspiel Nr. 48.

Bon Otto E. Blathy in Budapest.
 („Vielsüßige Schachaufgaben.“)



(8+12.)
 Weiß zieht an und setzt im 102. Zuge matt.

Kleine Mittheilungen.

Der **Sozialschachbund** wird am 30. Juni und 1. Juli zu Dessau im Kaiserhalle der Centralhalle (Theaterbau) seinen IX. Kongress abhalten. Es werden stattfinden: ein Ehrenpreisturnier unter Leitung des Herrn G. Zwa nzig=Beizig (erster Preis ein silberner Pokal, Ehrengabe seiner Hoheit des Erbprinzen Friedrich von Anhalt; zweiter Preis ein Ehrenpreis des Dessauer Schachklubs), ein Hauptturnier, zwei Nebenturniere, ein Lombodturnier, schließlich Verordnungspartien und freies Turnier. Auch eine gemein=schaftliche Ausfahrt nach Babelsberg steht auf dem Programme.

Räthsel.

Logogriph.

Bon W. G. in Halle.

Ein Jeder hat's und möcht es nicht entbehren,
 Was ihm er nicht, um dem Verlust zu wehren!
 Ein Schmaß der Frauen ist es ohne Gleichen,
 Nicht Wänder, nicht Besamde ihn erretzen.

Für die Redaktion verantwortlich: J. S.: Dr. K. Borst in Halle.

Willst du in's Wort ein neues Zeichen fügen,
 Stehst du im Geist die Wüste vor dir liegen;
 Und dort, armel'ges Leben zu ergründen,
 Ein junges Weib mit dem Reichthumten ringen.

Du einen Blick in allerlüt'ge Zeit,
 So ist des Räthfels Lösung dir nicht weit.

Charade.

Bon -8 in Halle.

(Wierfilbig.)

Erite Silbe.

Was wär' dem Demichen Guhn und Fisch
 Und Stot und Federbissen,
 Wenn er dabei auf seinem Tisch
 Sollt' meine Exche müssen!

Zweite und dritte Silbe.

Uns andre zwei hat jeder Staat,
 Dem die Berathung eigen,
 Doch auch das kleinste Wohnhaus hat
 Uns zwei dir aufzuzeigen.

Vierte Silbe.

Kannst du von einem lieben Freund --
 Daß er es ist -- bekennen,
 Magst ewig dich, treu ihm berein,
 Bon ihm dich nimmer trennen.

Das Ganze.

Und nun das Ganze wiederum
 In einem Wort gelesen,
 In Desreich liegt's und weit ringsum
 Ist's stets berührt gewesen.

Königszug.

Bon E. G. in Wransefeld.

des	nim-	muß,	im-	und	nim-	mer.	mer
mer	Wer-	mer!	Ge-	mer --	nung	als	im-
rü-	Ruß;	im-	nim-	Hoff-	lie-	der	ie
ther3	Gott	mer	ihn	mer	ber,	lafs-	Bril-
be	ei-	und	laß	im-	sen;	nim-	sie
nes	glau-	des	Herz,	Feind	fern	Druck	mer
und	Freun-	mer:	nim-	be-	der	um-	ntm-
lem	für	im-	mer	tril-	aus	mer	sen,
hoch	Al-	sen	Haß	ber,	ganz	saß-	Wie-
der	Schmerz	und	bö-	mer	im-	die	de

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Logogriphs: Leid, Vieh.
 Der Charade: Malaga (Mama, Gala, Lama, Gama, Mala).
 Des Arithmogriphs:

K o r t U m a b T
 A a r o n s a a R
 I h n a D a n t E
 S t o o F e a u M
 E l l e R d a m B
 R e a c h A e s a U
 W a r e N u t a H
 I l l o Z w e r G
 L a v a J o k a I
 H a t t O i r s N
 E l l a S e n t E
 L a u b E o t t O
 M o n d F r a o K

Druck und Verlag von Otto Gendel in Halle a. d. S.